

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 259.

Samstag, 5. November

1927.

(23. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Wilko Seidel.

Von Prinzipien.

Kehmerdill sitzt allein mit Kersten an der Tafel. Für eine ganze Minute herrscht jene unheimliche Stille, wie sie nach großen verwüstenden Explosionen erfolgt — voll jenes noch ungesagten Grauens, das sich erst langsam, rückweise, rührt und meldet . . . Und doch ist alles wie sonst. Die Flaschenscherben sind von den nachtsüßigen, stets vorhandenen kleinen Dienerinnen zauberhaft schnell beseitigt worden.

Im Garten gadert und zirpt verschlafenes Vogelwesen. Mathe Luftzüge treten ins Haus und ganz in der Nähe hinter schwülen Mauern kimpert ein Gang.

Vom Moen-Moen, nicht lauter als den Puls im eigenen Ohr, hört man das rhythmische Pochen einer Trommel.

Ein tiefer, ruhiger Bass, von einer hellen Stimme kurz unterbrochen, tönt von der vorderen Veranda leise den Gang bis zum Speisezimmer hinab. Kehmerdill weiß, es ist sein Schicksal, was dort verhandelt wird.

Kersten wirft auf einmal beide Arme in die Höhe und ruft unter lebhaftem Händespreizen: „Das ist sehr böse! Doktor, das ist sehr böse!“ — Seine Augen fahren haktlos, wie gejagt, umher; jede Behäbigkeit ist weggeblasen aus seinem Wesen.

„Aber Sie wissen, Kersten, daß Erdbrinks Besuch über kurz oder lang erfolgen mußte. Wie Sie sehen, nimmt diese Aussprache (auch zu meiner Erleichterung) vernünftige Formen an. Erdbrink ist nicht umsonst Kaufmann, der mit einem fait-accomplé zu rechnen weiß.“

„Sie verstehen nicht, Doktor. — Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich kann wohl sagen, Sie haben mir einmal das Leben gerettet. Aber Sie haben das Gastrecht verlegt! Ich bin ganz außer mir!“

„Man schnüffelt mir hier nach! Ich wehre mich!“

„Sie haben es schlimm verlegt, das Gastrecht . . . Den Krach dieser Klatsche hört man im Kraton! Man hört ihn in Batavia! Er ist in meinem Haus erfolgt! Mann! Sie sind zehn Jahre hier. Sie müßten Bescheid wissen. Indien ist ein Land der Worte, nicht aber der Fäuste. Kujuma ist kein kleiner Kutscher. Selbst bei einem solchen noch wäre es nicht unbedenklich gewesen. Ich muß mit dem Sujuhunan sprechen. Mein Gott, welch ein Skandal! Sechszwanzig Jahre lebe ich in Indien, und nun dies . . .“

Kehmerdill dreht sich mit samt seinem Stuhl herum und sieht sich den Hofarchitekten voll an.

„Mijnheer van Kersten! Sind Sie Holländer?“
Der Greis streift ihn mit seinen huschenden Augen; mehrmals setzt er zum Sprechen an; sein Händezappeln wächst . . .

„Eine Frage! Eine verdammt seltsame Frage! Was wollen Sie damit sagen! Meine Eltern sind aus Nymwegen, aus Utrecht . . . Ich bin hier in Java geboren . . .“

„Und gerade das meinte ich!“ sagt Kehmerdill mit Betonung. „Daher meine Frage.“

„Ändert das etwas daran, gestatten Sie?“

„Es ändert viel“, sagt der Doktor erblassend. „A wöhnlich zieht man das nicht ganz in Rechnung.“

Er vergräbt den Kopf in den Händen. —
Plötzlich berührt ihn die kleine, rötliche, blond-beslaumte Hand ganz zart am Armel.

„Sie haben recht mit Ihrer Frage, ob ich noch Europäer bin“, sagt der Hofarchitekt mit sehr leiser Stimme, fast lieblosend. „Ich weiß nicht, wie es in Rotterdam ist; aber ich sehe meine Landsleute (wenn ich sie so nennen darf!) frisch importiert, fröhlich, ein wenig rauflustig . . . Und was sind ihnen diese dreißig Millionen Menschen hier? Bestimmungsmaterial, woran man achtzig Prozent Arbeitsverdienst verdient . . . Bestechung, Bucher, Provisionen, — damit regiert man, und eine Tasche füllt die andere, bis zum Dorfschulzen hinab. Und die Chinesen machen es genau so! So setzt man diesen Malaien, das nette törichte talentierte Volk, unter zwei Daumenschrauben, und weiter tändelt es, singt, träumt, hungert und stiehlt . . . Und Sie nehmen es diesem Kujuma übel, wenn er unsere Praktiken kopiert? Was müßte der für ein Engel sein, der nicht zugriffe! Er hat keine mächtigen Taten und keine grobe Stimme, nein. Er hat nur Händchen; damit fischt er kleine Vorteile und versetzt uns Nadelstiche. Vergessen Sie nicht, daß er letzten Endes Volksmann ist und zum Volk gehört. In Bantam reden sie ihn nicht stehend an. Nur sitzend. — Das machte den Residenten dort zu nervös; so hat man den Raden nach Batavia geholt; dort fällt es weniger auf. Und diesen Mann haben Sie bei mir hinausgejagt! Bei mir!“

Noch immer hat Kehmerdill den Kopf nicht erhoben.

„Verzeihen Sie, Mijnheer“, sagt er endlich und schüttelt langsam den Kopf. „Ich bin ein Esel.“

„Sehr richtig! Das heißt, Sie waren ein Esel!“

„Ich träufte Kersten auf einmal ganz lustig, und schenkt nach. . .“

„Richt an sich, teurer Doktor, waren Sie das . . . Aber in Bezug auf Indien . . . Sie werden dies Land nie begreifen, nie! — Zur Gesundheit!“

Und während sie anstoßen, kommt Nora langsam den Gang herabgeschritten, dem Speisezimmer zu. Sie geht sehr aufrecht und ist sehr blaß.

„Sie sind lustig . . .“ sagt sie mit wankender Stimme. „Ich freue mich, Otto, daß dein Humor nicht gelitten hat! — Erdbrink ist fort. — Gib mir dein Glas.“

Sie nimmt einen großen Schluck. Es ist etwas ungeheuer Pathetisches in dem Lächeln, mit dem sie das Glas niederseht.

„Komm . . .“, sagt sie mit einem Blick des Abschieds auf den Gastgeber, „wir wollen in unser Zimmer gehen.“

„Nach kein Licht“, sagt sie. „Ziehen wir uns aus. Es ist furchtbar schwül.“

Das Fenster, das die ganze Breite der Außenwand einnimmt, steht offen. Und doch stagniert die Luft in dem geräumigen Gemach wie in einem Keller. Vor der fahlen Himmelsbelle bewegt sich leise knirschend ein ungeheures Bananenblatt. Die weißen Rückenleuchten wie große Würfel in der halben Dunkelheit. Vom Moen-Moen schluchzen ununterbrochen wie ge-

quälter Herzschlag die Gamelanpauken. Die Luft siedet von Moskitos.

Ihr mattweißer Leib, der sich aus den weißen Kleidern schält, schimmert wie Kall. Es ist, als habe er sein eignes Leuchten. Sie bewegt sich still wie ein Geist; sie salbt sich mit einer harzig riechenden Flüssigkeit, die ihre Haut vor den Blutsaugern schützen soll. Er starrt sie an. Das blasse Wunder regt sich langsam und geschmeidig geraume Zeit. Dann reicht sie ihm das Fläschchen und er sieht ihre Glieder langsam erlöschen: sie zieht die braunseidenen Pyjamas an, die sie damals trug; — in „Daendels Hotel“ . . . Dann stürzt sie mit hoch gezogenen Knien in einen breiten Korbstuhl.

Er folgt ihrem Beispiel. Sein Blut ist bekommen wie von schwerer Musik. Zunächst verschränkt sie die Arme im Nacken und grübelt; dann fühlt er ihr kleines, blaßes Gesicht starr auf sich gerichtet. Einer ihrer Arme streckt sich plötzlich aus.

„Gib mir deine Hand!“

„Er tut's.“

„Wie gut, daß deine Hand warm ist. Gerade jetzt ist das gut“, flüstert sie. „Vor allem mußt du mir jetzt aber einen Eid schwören. Wirf das . . . weiße Pulver weg!“

Er zuckt zusammen und will seine Hand aus der ihren lösen. Sie hält sie fest mit erstaunlicher Kraft.

„Du mußt nicht denken, daß ich blind bin. Ich verstehe gut, wie du dazu gekommen bist. Kusuma hat mir keine Neuigkeit gesagt. Aber ich wenigstens glaube, daß von dir noch eine ganze Menge übrig bleibt; wenn man es dir wegnimmt, kann ein sehr schöner Mensch aus dir werden. — Gib es mir, Otto.“

Er nimmt die Dose aus der Taschentasche und reicht sie ihr hinüber. Sie steht auf und geht zum Fenster. Dort schüttelt sie sie aus.

„Ein elegantes Döschen“, sagt sie und befüßt den Gegenstand. „Du erlaubst, daß ich mir ein Puderbläschen daraus mache?“

Halb vom Fenster zurückgekehrt, zögert sie. Dann sinkt sie ihm plötzlich auf die Knie.

„Ich liebe dich“, flüstert sie. Aneinandergedrückt, atmen sie schwer. „Schwörst du mir den Eid?“

„Ja“, haucht er heiser.

„Es ist nicht leicht, du Armer“, beschwichtigt sie ihn und streichelt seinen Kopf. „Aber ich muß dich schon so haben, wie ich dich will. Es macht nichts, daß du in den nächsten Wochen Hunger verspürst, großen Hunger. Du kannst ihn dir mit Alkohol kurieren; in Gottes Namen! Irgendwas muß der Mensch hier haben; das sehe ich ein. Und den Alkohol kurierst du dir dann mit der Seelust weg, mit den fünf Wochen Seelust . . . In Hamburg sehe ich dich schon auf eine vernünftige Ration.“

Sie schlüpft plötzlich von seinem Schoß und begibt sich wieder zum Stuhl zurück.

„Jetzt höre einmal, wie die Sache steht. Der große Kapitalmonarch ließ mit sich plaudern; er war sogar fast menschlich. Auf jeden Fall riß er mir nicht gleich zu Anfang den Kopf ab. — Zunächst stellte ich einmal fest, daß ich mit dir durchgegangen sei, und nicht du mit mir. — So behielt er, wenn er einen Revolver trug, diesen gleich in der Tasche. Er trug aber keinen. Das wäre ja auch schließlich nicht nötig gewesen. Er kann ja boxen. Zwischen zwei Fingern kann der Mann einen Menschen zerquetschen. Ich muß es wissen. So ein Stündchen im Bärenzwinger ist kein Vergnügen. Doch er machte keinen Gebrauch von seinen Pranken. Ich denke, ich kann jetzt mit ihm fertig werden. Und deshalb ging ich auf seinen Vorschlag ein.“

„Einen Vorschlag machte er dir?“

„Gebuld! — Er sah ein, er wäre nicht der Richtige für mich. Er hätte das klar erkannt. Nicht zu deuteln sei daran, nicht zu rütteln. Er wolle nicht riskieren, daß ich es noch einmal mit einer Schlafmittelkur versuche. Aufreibend sei das und ermüdend. — Ich sagte ihm in aller Freundschaft, sein Typ sei sicher das Massive. Es gäbe nette, kräftige Frauen (ich dachte dabei an die

blonden, breithüftigen im „Des Indes“), die an seinen Methoden Gefallen finden würden. Ich wollte deshalb seinem Glück nicht im Wege sein. Das Gleiche aber erwarte ich von ihm, dann sei alles in Ordnung. — Was ich da sage, hätte was für sich, meinte er. Also er erkläre sich bereit, in die Scheidung zu willigen. Die Schuld sei auf beiden Seiten; auch das sei ihm recht. Er bäte mich nur darum, gemeinsam mit ihm zurückzufahren und die Fassade zu wahren. Darin hätten wir ja auch früher schon einiges geleistet. Er verschwöre sich, mich gänzlich in Ruhe zu lassen. Es sei aber seinen Geschäften hier unzutraglich und verderbe ihm sein gesellschaftliches Renommee, wenn er allein abdampfe und mich als Freundin eines gewissen Haut- und Nervenarztes zurücklasse. In Hamburg arrangiere er dann unauffällig die Trennung und das äußere Drum und Dran. — Er ist nobel, er macht Halbpakt. — Schließlich bin ich das ja auch wert gewesen für ihn.“

Sie lacht merkwürdig kindlich und froh.

„Also es war alles so logisch, daß ich einverstanden war. Er war seiner Logik so sicher, daß er in Soerabaja schon telegraphisch zwei Plätze belegt hatte. Getrennte Kabinen. Ich war starr. — Aber reg dich nicht auf, Otto! Wir beide trennen uns nicht lang! Morgen fahre ich von hier weg. Aber ich gehöre dir, das weißt du.“

In ihrer Stimme ist auf einmal eine tiefe schwingende Wärme und überflutet ihn; er stürzt zu ihr hinüber und vergräbt seinen Kopf in ihren Schoß. Elastisch und stark fühlt er ihre Mütterlichkeit ihn umfassen. Sie beugt sich herab; er küßt ihre Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Regennacht.

Ein Wind, der klappernd an die Scheiben sprang, Erweckte mich zur Nacht, und noch verwirrt Von Schlaf und Traum, hör' ich, wie leiser Sang Des Regens durch die Stille summt und firt.

Tropf, tropf, das rauscht den gleichen Takt und rinnt. Und dämmernd weh ich: Zueinander sinken Himmel und Land, der Erde Vorden sind Weit offen, sich erlabend satztrinken.

Tropf, tropf, das Lied des Regens immerzu. Eintönig schwarz ist rings die Nacht gebreitet. Im sanften Plätschern aber schwinnt die Ruh, Die lullend mich in Schlaf zurückgeleitet.

Heinrich Heine.

Tibetanische Reisprobe.

Von Peter Paul.

Es war kurz vor dem Souper, als die Gastgeberin, Baronin M., da sie zufällig nach ihrem Hals fühlte, erschreckt das Fehlen ihres kostbaren Perlenkollars, ein Erbstück und Geschenk der Kaiserin Eugenie, bemerkte. — Ihr Gatte, Botschaftsrat an der Gesandtschaft in P., dem sie in ihrer Bestürzung den Verlust gleich mitteilte, rief sofort den Geheimdetektiv Paulsen, der ihm schon einmal in einer heißen Diebstahlsaffäre wichtiger Akten wertvolle Dienste geleistet hatte.

Bald nach dem telephonischen Anruf erschien ein eleganter, schlanker Herr im Frack, der mit dem Baron und seiner Gattin den Fall besprach. — Die Baronin war vor allem darüber ganz niedergeschlagen, daß sich in ihrem Haus ein Dieb befand. Seltsamerweise hat der Detektiv nach einigem Überlegen, zunächst von einer Untersuchung der Dienerschaft, die der Baron sofort durchgeführte sehen wollte, abzustehen und ihm völlig freie Hand zu lassen. Schließlich ersuchte der Detektiv zum Erstaunen des Barons, ihn als Zauberkünstler und Gedankenleser der Gesellschaft vorzustellen.

Der Detektiv hatte den Gästen bereits einige Proben seiner Kunst vorgeführt und ersuchte nun, sich ihm zu einem Experiment zur Verfügung zu stellen. Er wählte zehn Damen und Herren, die er in einer Reihe vor sich aufstellte, dann hat er einen Diener um etwas rohen Reis, reichte jedem der Gäste einige Reiskörner mit der Bitte, diese zu zerkauen, und begann wie beiläufig folgende Geschichte zu erzählen: „Auf einer meiner Reisen im Hochland von Tibet war ich einmal Zeuge einer eigenartigen Gerichtsverhand-

lung. Einige des Hammelsdiebstahls verdächtige Tibetaner wurden gezwungen, rohen Reis zu einem Brei zu zerlaufen, nach einigen kurzen Augenblicken unterbrach der Richter die laufenden Delinquenten und untersuchte den Mundinhalt: Triumphierend hielt er vor einem der erblassten Verdächtigen, dessen Reis fast ohne jede Speichelabsonderung geblieben war, und bezeichnete diesen Mann als den Dieb. Dieser legte auch alsbald ein Geständnis ab.

Die Lösung? — Keine verehrten Damen und Herren, höchst einfach... Dem tibetanischen Richter war nur bekannt, daß im Augenblick starker seelischer Erregung die Speichelabsonderung sehr gering ist oder fast völlig wegbleibt... Der Dieb hatte begreiflicherweise — aber, was ist Ihnen denn, meine Gnädigste? — unterbrach plötzlich der Detektiv seine Geschichte. Damit trat er auf eine junge, blonde Dame, die Baronin Z., zu, aus deren Gesicht jeder Blutstropfen gewaschen war und die erregt und verwirrt die Hand zum Munde geführt hatte und bemüht war, den Reis in derselben zu verbergen.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ wiederholte höflich der Detektiv. Worauf die Dame, ihr Spitzentüchlein trampfhaft vor den Mund gepreßt, stammelte: „Ich weiß nicht — mir ist plötzlich so schlecht geworden — mein Herz —“ und zu der Baronin, die besorgt herbeigeeilt war, sich wendend, bat sie um Entschuldigung, sie wollte nach Hause fahren.

Während die Baronin M. ihren Besuch geleitete, wandte sich der Detektiv an den Baron und sagte ihm leise, aber bestimmt: „Die Dame, die so plötzlich unwohl wurde, hat das Perlenkollier der Frau Baronin!“

Der Baron lehnte entriistet diese Verdächtigung einer Dame, einer Nichte seiner Frau, ab. Der Detektiv jedoch meinte achselzuckend: „Wenn ich meinen Auftrag zu Ende führen soll, bitte ich um den Namen der Dame und die Erlaubnis, eine Mitteilung an sie gelangen zu lassen — Ihrer Gattin aber sagen Sie, bitte, vorläufig nichts — und dann darf ich mich wohl verabschieden.“ — „Und wollen Sie nicht vorfichtshalber, bevor Sie gehen, die Dienerschaft untersuchen?“ meinte immer noch ungläubig der Baron. Doch der Detektiv lächelte bloß verneinend und empfahl sich.

Am nächsten Morgen lag unter der Post der Baronin Z. ein kleines, unauffälliges Briefchen von unbekannter Hand. Sie öffnete es gelangweilt und las mit wachsendem Entsetzen: „Sehr geehrte Frau Baronin! Senden Sie, bitte, das Perlenkollier der Baronin M., das Sie in Ihren Besitz gebracht haben, umgehend zurück. Außer dem Baron und mir wird niemand jemals von dem Vorfall erfahren. Der Gedankenleser.“

Einige Stunden später machte der Baron M. dem Detektiv die telephonische Mitteilung, daß soeben durch einen Boten, der den Auftraggeber nicht gekannt haben will, die Perlenkette abgegeben worden sei. — Der Detektiv Paulsen nahm die dankende Anerkennung vom Baron gefassen entgegen und dachte schmunzelnd: „Roher Reis bekommt nicht jedem!“

Überall Ben Afiba.

Groteske von Hanns Walthers Kappeler.

Mister Bully, ehemals Chefredakteur der „New York Times“, hatte das Zeitliche gesegnet und fand eine unverdient freundliche Aufnahme im Himmel.

Da einem Menschen der Beruf fast immer in Fleisch und Blut übergeht, so konnte man es dem ehrsamem Mister Bully keineswegs verübeln, wenn er sich als Himmelszeitung betrachtete. Anfangs hatte er sehr bedauert, daß man hier oben kein amtliches Organ und keine sonstige Zeitschrift erscheinen ließ, dann aber machte er es sich zur Aufgabe, sein Wissen auch den vielen anderen mitzuteilen.

Er interessierte sich selbstverständlich nicht für die Geister, die wenige Jahre vor ihm hier oben angelangt waren, sondern suchte sich jene ergrauten Seelen aus, denen man es ansah, daß sie schon seit einigen Jahrhunderten dieses Reich bewohnten. — Eines Tages strebte Mister Bully einem Geis in wallendem Barte zu, der einsam auf einer Wolkenbank saß.

Unaufgefordert nahm er neben dem Alten Platz und begann, von den letzten Erfindungen auf Erden zu sprechen. — — — unter dem Wasser haben wir Tunnels gebaut, und über große Flüsse Brücken von gewaltiger Länge und Breite geschlagen.“

Zu seinem Bestreben merkte Mister Bully, daß dies alles den Schweigsamen Geis nicht zu interessieren schien und wurde ärgerlich.

— — — oder meinen Sie etwa, daß es schon vordem Menschen gegeben hat, die sich einen Weg durch das Wasser bahnen konnten, ohne naß zu werden, he?!“

Der Alte nickte nur. Da sprang Mister Bully empört auf.

„Wer sind Sie denn eigentlich, daß Sie solches zu behaupten wagen?“

„Noses.“ war die Antwort. — —

Nachdem Mister Bully mehrere Tage ärgerlich über Wolkenbänke gestolpert war, traf er einen gebeugten Mann, der auf einem kleinen Hirsler lag und nach der Erde hinunter starrte.

„Was machen Sie denn da?“ erkundigte sich Mister Bully neugierig.

„Erde — so etwas Trodenes — komisch — —“ knurrte der Alte finsternen Gesichts.

Mister Bully ließ das Wasser im Munde zusammen, als er an die da unten in seinem Kleiderschrank versteckten Whiskyflaschen dachte. Ach ja, es war doch immerhin noch aussuhalten gewesen im trockenen Amerika!

„Da haben Sie Recht, lieber Freund! — Und dennoch, welche Wassermassen stürzen in den Niagarafällen zu Tal! Das mühten Sie gesehen haben, Mann! Solche Unmengen von rauschenden Wassern haben Sie in Ihrem Leben noch nicht geschaut!“

Da lachte der Alte knorrig auf, Mister Bully aber witterte schon wieder den Unglauben des anderen und wurde zornig.

„Wollen Sie etwa behaupten, Sie hätten schon größere Mengen Wassers gesehen?“

„Jawohl!“

„Schwindel, glatter Schwindel!“ brauste Mister Bully auf.

„Und doch kein Schwindel!“ entgegnete der Alte. „Mein Name ist — Noah.“

Da Flüche im Himmel unterlag, floh Mister Bully, vor Mut heulend, davon. Zu seinem größten Ärger hatte er den wunderlichen Kaus bemerkt, der schon damals bei Mister Bullys erstem Keinsfall Zeuge seiner Abfuhr geworden war, und der jetzt wieder grinsend den Auftritt mit Noah beobachtet hatte.

Schon wollte Mister Bully all seine Wissenschaften in seinem Inneren bearaben und auf seinen Drang, sie den anderen Unwissenden mitzuteilen, verzichtete, als er nach einigen Tagen einen stattlichen, schön gebauten Herrn in mittleren Jahren traf, der sicher noch nicht allzu lange Zeit hier oben weilte. Mister Bully glaubte, seiner Schätzung gemäß, den Erdenwandel dieses Herrn in das Mittelalter legen zu können.

Der stattliche Herr konnte sich mit Mister Bully sehr gut über Botanik unterhalten. Plötzlich kamen sie auch auf die Ursache ihres Todes zu sprechen.

„Ich bin.“ erzählte Mister Bully, „an dem Genus eines Apfels gestorben — —“

„Eines Apfels?“ staunte der „stattliche Herr“.

„Yes, eines Apfels.“ bekräftigte Mister Bully. „Ich hatte nämlich einen politischen Artikel geschrieben, der meinen Gegnern höchst unangenehm war, und eines Tages gab man mir Obst zu essen, unter dem sich auch ein giftiger Apfel befand — —“

„Ein giftiger Apfel?“ vergewisserte sich erstaunt der „stattliche Herr“. „Meines Wissens gibt es doch jetzt keine giftigen Äpfel mehr?“

„Ach, was sage ich, giftig! Vergiftet worden war er. Aber sagen Sie, wollen Sie etwa behaupten, daß es früher natürliche giftige Äpfel gegeben hat?“

Mister Bully witterte schon wieder etwas Unbehagliches, und Zornestränen traten in seine Augen, als er den „stattlichen Herrn“ mit ernstem Gesicht nickte und unweit wieder den geheimnisvollen, grinsenden Kerl austauschen sah.

„Ja.“ meinte der „stattliche Herr“, „ich habe einen solchen giftigen Apfel gegessen, obwohl ich nicht daran gestorben bin — —“

„Was?“ schrie Mister Bully auf. „Das ist ja alles Schwindel! Schwindel!“ Seine Stimme war dem Überschnappen nahe.

„Kein Schwindel, mein Lieber!“ sprach da plötzlich der geheimnisvolle Kerl neben ihm und klopfte ihm auf die Schulter. „Dieser stattliche Herr ist nämlich unser lieber Stammvater Adam!“

„Adam!“ brüllte Mister Bully, hochrot vor Zorn, auf. „Sie aber,“ wandte er sich an den geheimnisvollen, grinsenden Kerl, „laufen Sie mir nicht noch einmal über den Weg, Sie Scheusal! Ich kann nämlich wunderbar ausfallend werden, Herr — Herr — —“

Da verbeugte sich, immer noch grinsend der Geheimnisvolle: „Gestatten — Ben Afiba — —“

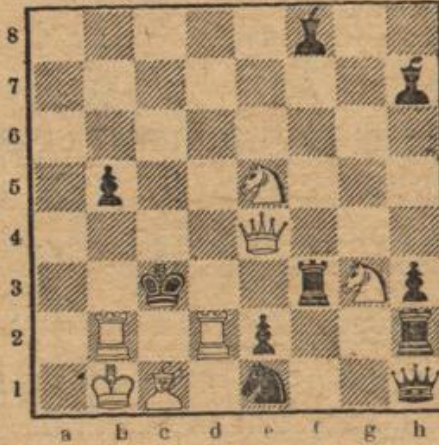
Mister Bully aber kroch in einen Wolkenhaufen, rollte sich zusammen wie eine Made, die sich einpuppen will, und hat seitdem keinem Himmelsbewohner mehr etwas von seinem Wissen versapft.



Schach

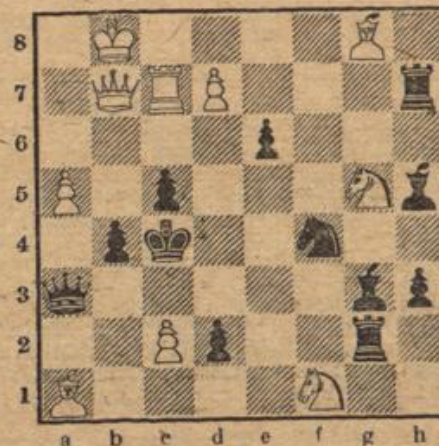
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 89. A. P. Gulajeff, Moskau.



Weiß: Kb1, De4, Tb2, d2, Lc1, Se5, g3.
Schwarz: Kc3, Dh1, Tf3, h2, Lf8, h7, Se1, Bb5, e2, h3.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 90. A. F. Janovec, Soroca.



Weiß: Kb8, Db7, Tc7, Lc1, g8, Sf1, g5, Ba5, c2, d7.
Schwarz: Kc4, Da3, Tg2, h7, Lg3, h5, Sf4, Bb4, c5, d2, e6, h3.
Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 416. Gespielt als 9. Partie
im Weltmeister-Kampf in Buenos-Aires 1927.

Weiß: Capablanca, Schwarz: Aljechin.

1. d4-d5, 2. c4-e6, 3. Sc3-Sf6. Dieser Zug hat sich in diesem Wettkampf durchaus behauptet. 4. Lg5-Sbd7, 5. e3-c6, 6. De2. Aljechin versucht 6. ... Da5, obwohl Sf3 nicht geschehen ist. 6. ... Da5, 7. cxd5-Sxd5, 8. e4-Sxc3, 9. Ld2-Da4. Aljechin spielt nach Capablancas System und gibt ihm Gelegenheit zu groben Fehlern. 10. Dxc3-a5, 11. Sf3-Lb4, 12. Dc1-o-o, 13. a3-Lxd2+, 14. Dxd2-e5. Schwarz macht sich Luft. 15. Tc1-exd4, 16. Tc4-Db5, 17. Txd4-Dc5, 18. Le2-De7, 19. o-o-Sc5, 20. De3-Lg4, 21. h3-Lxf3, 22. Lxf3-Tfd8, 23. Tfd1-Se6, 24. Txd8+-Txd8. Schwarz hat nunmehr ausgeglichen.

Ewiges Schach.

Ueber den bisherigen Verlauf des Weltmeister-Turniers in Buenos-Aires äußert sich G. K. Noellinghoff in der folgenden dichterischen Form:

Sie sitzen und sitzen und sitzen,
Sie spielen nicht die erste Partie,
Sie schwitzen u. schwitzen u. schwitzen
Und machen doch meistens — Remis.

Man schiebt mit bedächtiger Toge
Die Steine und denkt an den Preis.
Aljechin hat schon eine Glatze,
Und Capablanca ist weiß . . .

Es wächst ihm der Bart zu den Knien
Durch's Schachbrett und weiter hinab,
Die Zeugen der ersten Partien
Sie ruhen schon lange im Grab . . .

Der Piccolo, der einst serviert hat,
Als sie sich setzten ans Brett —
Sein eignes Hotel längst als Wirt hat;
Sein längster spielt Sch. schon sehr nett.

Was „Schw.“ für das nächste Jahr plan'
Verrät nicht sein chern Gesicht.
Die Züge gehn nicht nach dem Fahrplan
Und Schnell-Züge sind es nicht! . . .

Es hat ein Museum, das weiß ich,
Erworben die — „gute Partie“;
Im Jahre Zweitausendunddreißig —
Da spiel'n sie ihr Jubelremis.

Die Spielweise der beiden Gegner brachte bis jetzt nicht viel Neues. Capablanca legt seine Partie auf Sicherheit an und Aljechin bekämpft ihn mit den gleichen Waffen. Nach den bisherigen Begegnungen der beiden Meister kann die Erzielung der vielen Remispartien nicht wundernehmen. Sie haben vor dem großen Wettkampf in Buenos-Aires nur 4 Partien gegeneinander gespielt, von denen Capablanca nur eine gewann, während drei Remis wurden. Für die Entwicklung des Schachspiels muß allerdings der Verlauf des Turniers bedenklich stimmen. Die vielfach aufgestellte Behauptung, daß es über kurz oder lang zu einem Stillstand im Schach kommt, scheint durch den Weltmeister-Kampf erneut an Boden gewonnen zu haben. Zweifellos ist die Theorie des Schachspiels so stark ausgebildet, daß viele Partien einen durch das Eröffnungsspiel gegebenen gleichartigen Verlauf nehmen. Gerade bei einem Spieler, wie Aljechin, muß es um so mehr auffallen, weil er, der als Vertreter des modernen Schachspiels anzusehen ist, gern neue Bahnen einschlägt. Also auch auf diesem Wege ist kein neues Leben mehr ins Schachspiel zu bringen? Hat Aljechin nachgegeben und sich der klassischen Methode gebeugt, damit ihre Ueberlegenheit anerkennend, oder gibt es überhaupt kein modernes Schachspiel im Sinne von neuen Ideen? Das Schachspiel muß, wenn es vollendet gespielt wird, immer zu Remispartien führen, da man mit den gleichen Chancen beginnt. Aber in jeder Partie, die im Grunde genommen nichts anderes ist als der Kampf zweier Individualitäten, ist damit zu rechnen, daß bei vollendetem Spiel weder von dem einen noch von dem anderen ein Plan so durchgeführt werden kann, daß er nicht auch vom Gegner widerlegt zu werden vermag.

Rätsel

Silbenverschieberätsel.

Aus den untenstehenden Silben sind sieben Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Beruf, 2. Platz für Zirkusspiele, 3. Kleiderstoff, 4. europäischer Staat, 5. Teil des Zahnrades, 6. Laubbaum, 7. Körperteil.

Die Wörter sind untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwei nebeneinander befindliche senkrechte Buchstabenreihen zwei deutsche Städte benennen.

a, de, de, en, ge, haend, ler, na, ni,
rad, re, sei, spa, wei, zahn, zun.

Quadrataufgabe.

r	r	r	r	r	n	n	n	n	b	k	b	b
a	a	a	a	a	n	n	o	o	o	o	u	u
a	o	i	d	d	o	o	a	a	a	n	n	n
b	s	n	n	n	a	j	i	d	n	w	s	t

Die Buchstaben dieser Quadrate sind so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen, von links nach rechts gelesen, dieselben Wörter ergeben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 253.

Bilderrätsel: Alles verstehen heißt alles begreifen. —
Arithmetische Aufgabe: 10 Lose. — Logograph: Schütze,
Mütze, Grütze, Pfütze.

Richtige Lösungen sandten ein: Kurt Altmann, Sigrid Chasanowsky, Heinrich Dienstbach, Frieda Hämmerle, Martel-Grote König, Lici Krauß, Emil Langenau, Frau Eise Mehl, R. Sievers, Herman Sipper, Fritz Stritter, Hch. Thiel, Charlotte Ulrich, A. Vogt, F. Georg Zapp u. Edda Zapp, sämtlich aus Wiesbaden; Hanny Reichardt aus Sonnenberg; Ailu Ochs a. Erbenheim; Otto Prückel a. Hahn i. T.; Lisel Erhardt a. Mainz.